

DIE SAMMLUNG

Ich lebe auf Vorrat. Werfe nichts weg. Als es begann, war ich vier, saß in Großmutter's Wohnzimmer auf dem Boden und kämmte die Fransen ihres Perserteppichs. Richtete Strähne um Strähne akkurat zu parallelen Furchen endloser Felder aus. »Schau Kinderl, ich hab da was für dich«, unterbrach sie mein Spiel. Schwerfällig kniete sie sich nieder, in den Händen eine große, schwarz-glänzende Metalldose. Großmutter öffnete sie lächelnd, kippte den Inhalt auf den Teppich. Ein Berg Knöpfe türmte sich vor mir auf. Kleine, große, runde, ovale, eckige, mit zwei oder vier Löchern, durchsichtig, weiß, schwarz, grün, gelb, blau, rot, aus Plastik, Holz, Stoff, Schildplatt, Filz, Horn, Metall. Ich griff in den Berg, wühlte mich durch das Klimpern und Klingeln bis zum Teppich. Es war wie ein Rausch. Stunden-, tagelang, wieder und immer wieder, sortierte ich die Knöpfe nach Farben und Formen, ordnete sie in Reihen und Kreisen, stapelte und gruppierte sie. Nachschub erbettelte ich in der Verwandtschaft. Aus einer Dose wurden zwei, drei, vier.

Großvater's Weste gehörte zu seinem Abendritual wie Zeitung und Pfeife. Einst goldbraun, war sie blassbeige, ausgebleichen, abgewetzt an den Ellbogen. Nur die Knöpfe waren besonders, achteckig, dunkelbraun glänzend, wie poliert. Dann ging einer verloren, in meiner Sammlung fand sich ein akzeptabler Ersatz. Sechseckig und mattbraun. Großvater war zufrieden. Ich begriff das Wesen der Vorbereitung. Wollte nicht in die Verlegenheit kommen müssen, nicht aushelfen zu können. Also sammelte ich. Gummiringe, Büroklammern, Sicherheitsnadeln, Haarspangen, Buntstifte, Kugelschreiber, Geschenkpapierreste, Bänder, Schleifen, Radiergummis, Bleistiftspitzer, Post-its – und Knöpfe. Ich packte meine Schätze in Gläser, Dosen, Schachteln, Kisten. Zu Weihnachten, zum Geburtstag wünschte ich mir Regale, neue Behältnisse. Mein Zimmer füllte sich. Meine Eltern sprachen von einer bei Kindern ganz normalen Sammelphase. Doch ihre Versicherungen klangen hohl, als glaubten sie nicht wirklich an das, was sie sagten.

Jahre vergingen. Meine Sammlung wuchs und mit ihr die Besorgnis meiner Eltern. Ich war sechzehn, als sie mein Zimmer ausräumten. Als ich von der Schule nach Hause kam, war alles weg. Schätze, Erinnerungen, meine Vorsorge, meine

Versicherung, alles entsorgt. Meine Welt brach zusammen. Erst nach Monaten durfte ich die Klinik verlassen.

Den Verlust meiner Sammlung konnte ich nicht verkraften. Mich von meinen Eltern zu trennen, fiel mir leicht. Ich zog aus, kaum dass ich volljährig geworden war, brach den Kontakt zu ihnen ab. Und fing wieder an zu sammeln.

Ich brauchte Geld, fand einen Job in einer Altwarenhandlung. Anfangs machte mir die Arbeit großen Spaß. Doch das vermeintliche Paradies entpuppte sich als meine Hölle auf Erden. Ich sortierte kleine und große Schätze, staubte ab, polierte, arrangierte, pries an – und musste mich zu oft von verkauften Dingen trennen. Obwohl ich das Geschäft schon bald alleine führen, den einen oder anderen Ladenhüter mit nach Hause nehmen durfte, fühlte ich mich nicht mehr wohl. Das Prinzip des Verkaufens widerstrebte mir aus tiefstem Herzen. Ich bin eine Sammlerin. Ich will nichts hergeben. Nur den Job, den habe ich aufgegeben.

In meiner Wohnung ging mir der Platz aus, ich musste umziehen. Eine Tortur, doch die Größe meiner Sammlung erfüllt mich mit Stolz. Und Sicherheit. Von Zimmer zu Zimmer wandernd, streife ich mit den Fingern über Schachteln und Kisten, Boxen und Dosen, Körbe und Gläser. Ich wühle mich durch Korken und Schlüssel, schüttele Gläser mit Stecknadeln, Schrauben und Reißzwecken, taste über Glühbirnen und Batterien, rieche an Seifen und Kerzen, schmiege mich an Stoffreste und Decken. Ich klammere mich mit allen Sinnen an das Zusammengetragene. Die Sammlung gibt meinem Leben Substanz. Ist wachsende Daseinsberechtigung.

Ich bin Teil einer Gemeinschaft der Details, die sich zu einem großen Ganzen fügt. Mehr brauche ich nicht, um mich zugehörig zu fühlen. Unter Menschen bin ich verloren. Ich muss mich mit Dingen umgeben, die ich begreifen, verstehen kann. Im Umgang mit anderen Menschen bin ich linkisch, umständlich, verklemmt. Ich werde rot, stottere, ringe um Worte, bleibe sprachlos. Mir bleibt nur die Flucht in die Einsamkeit. Menschen bedeuten Anstrengung, Hilflosigkeit, Versagen. Mit Dingen kenne ich mich aus. Mein Glück kann ich berühren, betasten, beschnuppern.

Die Sammlung breitete sich aus, bis jede Fläche, jede Höhe bedeckt, überwuchert war. Schmale Gänge, kaum breit genug, mich seitwärts durchzuschieben, ein von Regalen umschlossenes Bett, mehr Platz gestehe ich mir nicht zu. Keine Verschwendung zulassen. Eine Schatzkammer der Sicherheit.

Ich brauche Rituale. Ich wache auf, lasse meinen Blick über Kästen und Kisten und Körbe wandern, versichere mich, dass alles da, alles an seinem Platz ist, ich noch immer ich bin, mich nicht verloren habe. Ein letzter Rundgang, bevor ich zur Arbeit ins Archiv gehe, alle drei Schlösser doppelt absperren, ein leichter Schmerz, jede Trennung eine Überwindung.

Das Archiv ist Zuflucht und zweites Zuhause. Hier habe ich meine berufliche Bestimmung gefunden. Tröstlich umgeben mich Berge von Akten. Sortiert nach Kennzahlen und Aktenzeichen. Regalmeter um Regalmeter alphabetische Reihungen, farbige Kennzeichnungen. Die staubige Düsterteit umschließt mich wie ein Kokon. Hier ist kein Platz für Zweifel und Ängste. Selten kommen Anfragen, wird ein Akt angefragt. Jede Herausgabe verursacht mir körperliches Unbehagen. Ich fiebere dem Moment der Rückgabe entgegen, reiße den Akt an mich, sobald ich ihn zu fassen bekomme. Erst wenn er wieder einsortiert ist, alles an seinem Platz, die Ordnung wieder hergestellt ist, lässt die Nervosität nach. Jeder Neuzugang in meiner Arbeitssammlung gibt mir zusätzliche Sicherheit. Doch nur zuhause kann ich mich wirklich entspannen, habe ich die Kontrolle. Zumindest glaubte ich das.

Ich sortiere Neues ein, Altes um, begreife, befühle, betaste, als es passiert. Die Wand zittert, bebt, neigt sich. Zum Ausweichen habe ich keinen Platz. Ich werde nicht zu Boden geschleudert, das Regal presst mich an die Mauer, drückt meinen Brustkorb zusammen, die Luft aus meiner Lunge. Um mich herum Prasseln, Poltern, Scheppern. Hätte ich Spielraum, würde ich mich winden, versuchen zu fangen, einzusammeln, zu retten. Doch ich bin festgenagelt, festgeklemmt, kann mich nicht rühren. Ich höre meinen Atem, stoßweise, angestrengt. Das Luftholen fällt mir immer schwerer, mit jedem Atemzug entweicht mehr Sauerstoff, als ich einatmen kann. Mir ist schwindlig. Panik steigt in mir auf. Ich weiß, was geschieht. Mein Schutzschild schirmt mich vor dem Leben ab. Die Sammlung, die mein Leben ist, ist auch mein Ende. Und obwohl ich schreien, schlagen, schimpfen, um mich treten, meiner Angst kreischend Raum geben will, bleibe ich stumm und starr, eingeklemmt und hilflos nach Luft ringend. Ich habe auf Vorrat gelebt. Wollte vorbereitet sein. Doch ich habe versagt. Denn damit, dass mir eines Tages die Luft ausgeht, damit habe ich nicht gerechnet.

© Nicole Makarewicz